

Reue.

Sätze aus Handern von Chriest Duffe.

Es ist eine sehr trübe und traurige Erinnerung... Ein kurzes, schmüßiges Seitengäßchen am äußersten Ende des Dorfes.

Dort schaukeln und wogen, von der linden Frühlingsluft bewegt, die frischen grünen Kornfelder; dort schlängelt sich gelb der breite Sandweg nach dem bläulichen Horizont unter dem hohen, sonnigblauen Himmel mit seinen blendend weißen Wölkchen.

Vier kleine, niedrige, graugrüne traurige Hütten. An dreien sind Tür und Fensterläden geöffnet, am vierten beide dicht geschlossen. In beiden Seiten des verschlossenen Türchens lehnt eine verwaschene, länglich viereckige schwarze Fahne mit silbernem Totenkopf in der Mitte und silbernen Franzen an den Rändern.

Es war ein langer, magerer, blasser Bursche. Ich hab ihn gut gekannt. Er hieß Jules. Er war von seltsamem, ungünstigem Aussehen, mit einem falschen und schleichenden Ausdruck in den Augen; und er hatte auch einen sehr schlechten Ruf: den Ruf eines Faulpelzes, eines Diebes, eines Trunkenbolde, eines Rauffüchtigen und beinahe eines Mörders.

Dieser üble Ruf war verdient. Er war faul, er stahl, er trank, er rauchte. Sein Vater — ein Zimmermann — bei dem er angeblich arbeitete, mit dem er aber nicht auskommen konnte, warf ihn schließlich aus dem Hause. Er kam noch weiter herunter. Jetzt mußte er wohl oder übel von Raub und Diebstahl leben, denn nirgends hätte er, selbst wenn er es ernstlich gewollt hätte, Arbeit bekommen.

Da geschah der berüchtigte Anschlag auf einen reichen Bauernsohn, der, als er abends aus der Stadt vom Markt heimkehrte, von drei Kerlen überfallen, ausgeraubt und halb totgeschlagen wurde. Der Mann genas wieder und beschuldigte ausdrücklich Jules als den einen seiner Angreifer.

Die Gen darmen nahmen eine Untersuchung vor. Sie hörten, daß Jules am fraglichen Abend wirklich bei einem Mädchen gewesen war, von dem er sich hieß, daß sie seine Liebste sei.

„Ich hab mich gebessert, ich arbeite, ich wer' heiraten.“ Er sei nicht dabei gewesen, behauptete er. Er sei an dem fraglichen Abend bis tief in die Nacht hinein bei seiner Liebsten geblieben und dann, wie es oft geschah, in einer Bauernscheune schlafen gegangen. Und dann sagte er mit einem wunderlichen, rätselhaften Lächeln, einem Lächeln von beinahe treuherziger Aufrichtigkeit und Schüchternheit, als schämte er sich dieser, in seinem Munde so seltsam und unerwartet klingenden Worte, hinzu: „Ich hab' mich gebessert, ich arbeite, ich wer' heiraten.“

Die Gen darmen nahmen eine Untersuchung vor. Sie hörten, daß Jules am fraglichen Abend wirklich bei einem Mädchen gewesen war, von dem er sich hieß, daß sie seine Liebste sei. Aber das Mädchen war eine aus dem verdammten Diebesviertel; ihr Zeugnis erschien etwas verdächtig, und außerdem war ja auch der Ueberfall mitten in der Nacht geschehen. So hatte er den Rest der Nacht zugebracht, nachdem er seine Liebste verlassen!

„Nun, in der Bauernscheune, wo ich geschlafen hab!“ antwortete Jules ein wenig schnippisch. Und er nannte auch den Bauer, dem die Scheune gehörte.

Das stimmte. Der Bauer bezeugte, daß der Bursche oft in seiner Scheune schlief. Und es ergab sich weiter, daß er seit einiger Zeit regelmäßig arbeitete und sein Geld sparte und nicht mehr trank. Aber die Gen darmen schüttelten den Kopf und grinsten mißtrauisch. Das hinderte alles nicht, daß er in der Nacht dennoch aus der Scheune gekommen war, um mit den anderen den Streich auszuführen; und übrigens: dieses Rächigen in Scheunen gehört zu einem ungebundenen Landstreicherleben und keineswegs zu den anständigen Lebensgewohnheiten eines Menschen, der ehrlich sein Brot verdienen will.

„Um die Riete zu sparen,“ antwortete Jules. Die Gen darmen lachten spöttlich. Gaha, das war eine eigentümliche Manier zu sparen! Wohin läme man in der Welt, wenn jeder so dachte!

„Und es ist doch so! Es ist die reine Wahrheit!“ bestätigte Jules nachdrücklich. „Sie haben also etwas Geld?“ fragten die Gen darmen. „Ja,“ sagte Jules. „Wo ist es?“

„Mein Mädchen hebt es auf, um Möbel davon zu kaufen und ein Häuschen zu mieten.“ Sie hielten Haus suchung bei dem Mädchen und fanden das Geld: ein paar hundert Frank in schönen Silberstücken.

Das dem reichen Bauernsohn gestohlene Geld bestand aus Banknoten. Aber das bewies gar nichts; sie konnten es umgewechselt haben. Jules wurde mit dem Bauernsohn konfrontiert. „Er ist es! Er ist es!“ versicherte dieser. „Sie waren ihrer dreie, zwei kleine und 'n großer. Er ist der große!“

„Du lägst!“ schrie Jules bläb und zitternd vor Wut. „Er ist es! Er ist es!“ wiederholte der Bauernbursche mit unerschütterlicher Ueberzeugung. „Und ich sag', Du schust!“ polterte Jules.

Die Gen darmen forschten nicht weiter. Sie liehen Jules laufen, aber ihre Ueberzeugung stand unumstößlich fest. Jules war einer der Täter, und die Untersuchung wurde gegen ihn eingeleitet. Einige Wochen vergingen. Jules, stark durch seine Unschuld, arbeitete ruhig und regelmäßig weiter, sparte sein Geld, brachte jeden Abend bei seinem Mädchen zu und schlief dort, wo er Platz finden konnte: in den Bauernscheunen, um das Logisgeld zu sparen. Als sie genügend hatten, um zu beginnen, mieteten sie eines der vier kleinen Hütchen in der Seitengasse und heirateten.

Sie waren erst dierzehn Tage verheiratet, als Jules vor Gericht gefordert wurde. Man hatte ihm angeraten, einen Advokaten zu nehmen, aber er tat es nicht. Warum sollte er unnötig sein Geld verschwenden, das er gerade jetzt so notwendig brauchte?

Vor Gericht wiederholte der Bauernsohn seine formelle Beschuldigung und Jules mit mühsam verhaltenem Jörn und mit starkem Nachdruck seine noch formellere Verneinung. Es traten Zeugen auf, die übereinstimmend Jules' schlechte Führung bestätigten, wenn sie auch gestehen mußten, daß er bereit zu haben schien und seit seiner Verheiratung ein untadeliges Leben führte. „Halten Sie ihn für fähig, ein solches Verbrechen zu begehen?“ fragte der Vorsitzende alle der Reihe nach. Und alle befandeten, ohne einen Augenblick zu zaudern, daß sie ihn dazu für vollkommen fähig erachteten.

Diese Zeugenaussagen, in Verbindung mit der nochmals ausdrücklich wiederholten Beschuldigung des Anklägers, waren durchschlagend. Jules wurde zu einem Jahre Gefängnis verurteilt und sofort verhaftet. Jedermann im Dorfe hielt dies für eine wohlverdiente Strafe.

„Ich weiß nicht — und eigentlich hat es niemand je erfahren — was seit diesem Augenblick an Jules genagt hat. Nach siebenmonatiger untadelhafter Führung wurde er aus dem Gefängnis entlassen, und eines Abends lehrte er in das Dorflein zurück. In der ärmlichen Hütte mit den grauen Wänden und den dumpfgrünen Fensterläden fand er seine junge Frau mit einem kleinen Kindchen, das in seiner Abwesenheit geboren war.“

„Da bin ich!“ sagte er mit einem wunderbar trockenem Lächeln. Und er gab seinem Weibchen, das so bitterlich weinte, das bißchen Geld, das er im Gefängnis verdient hatte, und nahm das Kindchen auf seinen Schoß, um es lange entzückt anzustarren.

„Was tut nun in der Dämmerung des dicht verschlossenen Häuschens die junge Frau mit dem kleinen Kindchen? Sigt sie gedrohen und schluchzend in dem stillen, leeren Kämmerchen, oder irrt sie ziellos umher mit verwirrten Augen, nicht wissend, was sie sucht? Liegt das Kindchen sanft schlummernd in seiner Wiege? Oder spielt es ruhig in seinem Stühlchen mit dem ärmlichen Spielzeug, das es in der halben Dunkelheit laum sieht? — Es ist da drinnen alles so still. Kein Ton, kein Seufzer, kein Atemzug bringt heraus.“

Nur der frische Bengelwind streicht lösend über die weiten Felder und singt leise sein ewiges Lied. Die grünen Kornrähnen schaukeln und wogen, der gelbe Sandweg schlängelt sich einsam fort in stille Fernen, und am sonnigblauen Himmel schwimmen so hoch und rein und glänzendweiß phantastische Fegen von baumartigen leichten Wölkchen... (Verehrte Uebertragung von Georg Gärtner.)

„Die heißt es?“ fragte er leise, mit vor Müheung heiserer Stimme.

„Jules... Julien.“ schlüßte sie.

„Julien... Julien...“ Und er streichelte die Waden des kleinen Bäckers, der ihn mit leuchtendfrohen Augen anlachte. Sein Leben wurde sehr ruhig, sehr still, sehr einsam. Er arbeitete den ganzen Tag, sprach wenig, sah in seinen spärlichen Ruhestunden irgendwo und starrte sinnend vor sich hin.

„Das Einsperren hat ihm gut getan,“ meinten die Leute. „Er hat bereut, er ist brav geworden.“

Oft habe ich versucht, ihn zum Reden zu bringen, denn sein Fall interessierte mich, und ich hatte nach und nach eine merkwürdige Sympathie für ihn gewonnen. Aber niemals ist es mir gelungen. Nach ein paar kurzen Sätzen brach er immer wieder das Gespräch ab und versank in Schweigen, und auf seinen blassen Wangen trat dann eine zarte Röte wie des Schmerzes oder der Scham. Niemals habe ich ihn bittere Worte äußern, klagen, poltern oder Vorwürfe erheben hören. Gegen Weib und Kind war er über alle Maßen sanft und gut. Nach Umgang, mit dem es auch sein mochte, außer seiner Familie, schien er nicht das geringste Bedürfnis zu haben. Er war nicht scheu, er war nicht bössartig, er war weder falsch noch aufbrausend; ich weiß nicht, wie es mit ihm stand.

Nur etwas Seltsames, etwas unheimlich Seltsames war an ihm. Stets hatte er auf dem Dachboden, wo er jetzt ganze Tage zimmerte, einen Sarg aus weihem Holz, einen Armeleutensarg stehen. Dort stand er, unter den Dachsparren schräg an die Wand gelehnt, gespensterhaft bleich im ungewissen Dämmerlicht der Dachkammer, und dort blieb er stehen, bis er verkauft und von irgend jemandem geholt wurde. Dann machte er sofort wieder einen neuen, um ihn an des anderen Stelle zu setzen.

„Ach, schon wieder 'n neuer Sarg!“ klagte dann seine Frau, der dieser Anblick so unheimlich war. Warum wüßte nicht warten, bis sie bestellt wer'n?“

Er lächelte seltsam und starrte sprachlos vor sich hin. Früher im Gefängnis hatte er sieben Monate lang weiter nichts als Särge, weiter nichts als Armeleutensärge gemacht. Es sah ihm im Blut und in den Händen. Es war eine Manie, eine Einbildung für ihn geworden. Er hatte Särge gemacht, so viele, daß er einen ganzen Kirchhof damit hätte füllen können. Und vielleicht sah er ihn auch in seiner Phantastie, diesen Kirchhof, gefüllt mit solchen langen, schmalen, weihen Kästen unter dem grünen Rasen.

„Du siehst doch, daß sie gesucht werden; die werden immer gesucht“, kam endlich seine stille, geheimnisvolle Antwort. Und mehr war aus ihm nicht herauszubringen... .

Ein kurzes, schmüßiges Seitengäßchen, zur Rechten die hohe, bloße Mauer des großen Herrenhauses, links die vier kleinen Arbeiterhütchen mit den grauen Wänden und den grünen Türchen und grünen Fensterläden, von denen nun das zweite geschlossen ist, mit dem Strohkreuz und dem Ziegelstein auf der Schwelle und mit der verwachsenen schwarzen Fahne, die mit einem silbernen Totenkopf und silbernen Franzen geschmückt ist... .

Ganz still, ohne einen Wortwurf und ohne eine Klage, wie eine Kerze, die langsam niederbrennt, ist er dahingegangen. Was er gehabt hat, weiß niemand, was ihm am Herzen nagte, kennt kein Mensch. Armut... heimlicher Kummer... schlechende Krankheit... wer kann es sagen? Reue, meinen die Dorfbewohner. Aber was wissen die Dörfler! Da liegt er nun in einem jener weihen Armeleutensärge, die er immer auf Vorrat zimmerte, weil er ihrer schon so viel gemimmert hatte und ihrer noch immer mehr zimmern mußte... .

Was tut nun in der Dämmerung des dicht verschlossenen Häuschens die junge Frau mit dem kleinen Kindchen? Sigt sie gedrohen und schluchzend in dem stillen, leeren Kämmerchen, oder irrt sie ziellos umher mit verwirrten Augen, nicht wissend, was sie sucht? Liegt das Kindchen sanft schlummernd in seiner Wiege? Oder spielt es ruhig in seinem Stühlchen mit dem ärmlichen Spielzeug, das es in der halben Dunkelheit laum sieht? — Es ist da drinnen alles so still. Kein Ton, kein Seufzer, kein Atemzug bringt heraus.

Nur der frische Bengelwind streicht lösend über die weiten Felder und singt leise sein ewiges Lied. Die grünen Kornrähnen schaukeln und wogen, der gelbe Sandweg schlängelt sich einsam fort in stille Fernen, und am sonnigblauen Himmel schwimmen so hoch und rein und glänzendweiß phantastische Fegen von baumartigen leichten Wölkchen... (Verehrte Uebertragung von Georg Gärtner.)

Die Erweckung der Maria Carmen.

49] Von Ludwig Brinkmann.

Bei Tisch führte sie die Unterhaltung fast ausschließlich, und ich war außer Dickinson, der nur hier und da einige Bemerkungen in froher Laune dazwischen warf, der einzige, der antwortete. Stuart biß sich schweigend in einer der Ecken fest, die Dickinson am Tage zuvor erlegt hatte. Unser Wirt erwähnte die Jagd, auf der er mit seiner Frau am Abend zuvor an den Weibern von Tacolula gewesen.

„Sie hat natürlich meistens in die Luft geschossen,“ sagte Dickinson; „der Himmel allein weiß, an was sie dachte! Wenn ich wenigstens nicht besser bei der Sache gewesen wäre, müßten wir heute hungern. Nur einem armen jungen Entenreich, der allzu vorwichtig gewesen, machte sie den Garans — aber es war kein Kunststück; das lebensmüde Tier setzte sich fast absichtlich vor die Mündung ihres Donnerrohres!“

„Es ist derselbe Vogel, dem Herr Stuart eben so ingrinnig das Rückgrat zerbricht. Habent sua fata aves!“ Dieses Zitat war für mich berechnet, denn bei Dickinson und Stuart fiel solche Weisheit auf unfruchtbaren Boden. Der letztere aber legte Messer und Gabel nieder und trank seinen Reisch Champagner leer.

„Nun, Herr Stuart, schon satt?“ fragte ihn Jane erstaunt. „Das auch — und ich habe dazu so etwas wie Mitleid mit der armen Kreatur bekommen!“ Dabei wurde Stuart purpurrot.

„Ich wußte nicht, daß Sie ein so gutes, gefühlvolles Herz haben, Herr Stuart,“ bemerkte Jane ironisch. „Sie können keinem Tiere etwas zu leide tun — einen Menschen n umzubringen, das fällt Ihnen wohl leichter...“

„Wie meinen Sie das?“ fragte Stuart scharf. „Nun, das bringt Ihr Mannestum wohl so mit sich! Der Bergbau zum Beispiel. Es ist doch sicherlich ein graujames Geschäft — wieviel Menschen morden Sie da nicht kalten Blutes, so mit der Zeit!“

Da niemand darauf antwortete, nahm das Gespräch eine andere Wendung. —

Nach Tisch versammelte man sich im Salon des Dickinsonschen Hauses. Man denke dabei nicht an einen Salon unserer braven Westeuropäer, mit seidnen Tapeten, Empiremöbeln, Bronzen usw. Soviel Komfort gibt es hier an des Lebens äußerster Front und Vorhut nicht. Ein Tisch, ein paar Kohlfessel, ein paar Farbdrude an den Wänden und zwei elektrische

Lampen bildeten die ganze Einrichtung. Doch etwas war hier, schöner als alles, was westeuropäische Salons hervorbringen können: Frau Dickinson! Trotz lateinischer Zitate, trotz Pariser Roben und Brillanten, trotz all der Kulturkünste war sie doch nichts als ein einfaches Kind der Natur. Ich sann darüber nach, aus welcher Mischung des Blutes, aus welchem Zusammenflange von Umständen dieses seltsame Wesen entstanden wäre.

„Ja, ich vermag Stuart zu verstehen, ich verstehe auch Jane. Es konnte ja nicht anders kommen. Nur daß die Faust des Eroberers das Schicksal dreift beim Schopfe faßte, während der andere, schwächere, feigere unter der Bürde seiner Strupel mühsam seines Weges dahinkauchte, um — ich fühle es nur zu gut — eines Tages den ganzen Vollaft in den Graben zu werfen und leichten Fußes dem begehrten Stücke nachzujagen, wenn es nicht unterdessen — der erste geraubt hätte.“

Die Unterhaltung drehte sich dann nur um das einzige, liebste Thema aller zivilisierten Menschen, die diesen Himmelsstrich bewohnen, um Stadt Mexiko. Frau Jane fing zu schwärmen an; in allerdings recht mythischen Bemerkungen ließ sie durchblicken, daß selig schöne Erinnerungen sie mit der reizvollen, üppigen, koketten Stadt verknüpften.

„Ich fürchte — so schöne Tage kehren nie wieder,“ setzte sie mit einem Seufzer hinzu.

„Warum nicht?“ fragte Dickinson. „Solange wir leben, dürfen wir hoffen. Und ewig werden wir wohl auch nicht hier unten bleiben müssen. Vielleicht kommt einmal eine Zeit, da wir unsere Geschäfte von der Stadt aus leiten. Dann sollst Du es gut haben, Jane; Du wirst am Paseo de la Reforma Dein Schloß besitzen, so schön, wie nur irgend jemand es haben kann. Und bis dahin — nun, Du hast mich noch niemals farg gefunden; wenn auch schwerer Herzens, so gebe ich Dir doch zeitweise Deinen Urlaub. Ihr Frauen könnt ja nicht leben, ohne Kaufläden zu sehen, zu studieren, was die Welt wohl kostspieliges hervorbringt, unvernünftige Gelegenheitskäufe zu machen oder euch doch wenigstens in den Schaufenstern zu spiegeln!“

„Du bist sehr gut, Richard; aber etwas kannst Du mir doch nicht geben; die Zeit kannst Du nicht aufhalten. Die alten Freunde werden untreu, und nach neuen habe ich keine Sehnsucht. Ich glaube, ich könnte jetzt die Stadt lassen. Vielleicht macht sich das Alter fühlbar!“

Darauf gingen vier Männer an zu lachen; aber Jane bestand auf ihrem Bejahrtsein.

„Nein, nein, die Stadt überlasse ich j ü n g e r e n Leuten, Don Luis und Don Juan! Sie werden dort schon Unter-

haltung finden! Viele bunte Rosen blühen da, und der Herr der Schöpfung liebt es, wie ein Schmetterling von einer zur anderen zu gaukeln! Nicht wahr? Nun, Herr Stuart, erzählen Sie doch; Sie sind so schweigsam — erzählen Sie doch von der Stadt! Sie werden doch gewiß viel da erleben. Ich darf wohl nicht alles hören? Ach! ich bin eine alte Frau und kenne das Leben; und wenn es gar zu schlimm kommt, so geben Sie mir ein Zeichen, ich halte mir die Ohren zu!“

Stuart aber warf sehr ernst ein: „Gewiß, ich bin kein Heiliger, und deshalb schweige ich lieber. Es sind für mich überwundene Sachen, das. Ich gebe, wenn ich es vermeiden kann, nicht mehr nach Stadt Mexiko. Nach jedem anderen Orte lieber, als gerade dahin! Denn wenn ich erzählen wollte — es wäre besser, nicht nur Sie, sondern alle hielten sich die Ohren zu, das ganze Haus hielte sich die Ohren zu —.“

Dann brach er plötzlich ab. Frau Jane erlebte. Ein unbehagliches Gefühl beschlich uns alle. Nur Dickinson, der einzige Arglose unter uns, suchte die alte frohe Laune wieder herzustellen.

„Ja, ja, Jane, wilde Gesellen kommen von den Staaten hierher in uniere Widnis. Da passieren schreckliche Geschichten! Es ist schon besser, wenn er nichts sagt. Stadt Mexiko ist ein böses Pflaster! Ich erinnere mich, als ich vor zehn Jahren — ich war damals noch Junggefelle, liebe Jane — zum ersten Male dorthin kam...“

Und er packte mit einigen galanten Streichen aus. Es war die seltsame Stunde nach einem üppigen Diner mit reichlichen und starken Getränken, da die erregten Sinne den Zwang etwas lockern, sich von dem Noche etwas frei machen, das sonst Kultur und Besittung den Menschen auferlegt, da größere Freiheiten erlaubt scheinen. Und Dickinson hatte sicherlich Ergöhlisches genug zu erzählen. Das machte auf mich einen gar seltsamen Eindruck; es eröffnete sich mir eine ganz neue Perspektive, als ich auch den Menschen, den Jüngling in dem sonst so kaltblütigen, reservierten Silbergranden erkannte. Ueber seiner imponanten, würdigen Erscheinung hatte ich vergessen, daß der Mann auch einmal jung gewesen, daß einst ein Blutstrom der Romantik auch durch seine Adern geflossen. Es war mir wie dem Wanderer im mexikanischen Hochgebirge, der ganz, ganz tief im Grunde der Schlucht plötzlich ein unter dem sonnendurchglühten Steingeröll des Berges verborgenes silbernes Bächlein entdeckt, das so köstlich und erquickend ist, wenn es auch gar nicht mit der imponanten Größe der Felsenriesen, all der in ihrer Unendlichkeit erhabenen, trostlosen, wüchtigen, leblosen Steinmassen zusammenpassen will.

(Fortf. folgt.)

Im wiedereroberten Galizien.

Ein Kämpfer schreibt uns aus Galizien vom Ende Juni:

Die staubige Landstraße von Samona über Przemyśl nach Lemberg führt durch das Land, das die Russen fast zehn Monate besetzt hatten. Vor einigen Tagen noch wälzten sich Teile der geschlagenen dritten Armee und Kosakenwärme auf ihr der Grenze zu. Heute sind auf ihr die unheimlich langen österreichischen Verpflegungskolonnen und die deutschen Bagagewagen zu Hause. Dieses Land sollte für Rußland Neuland werden. Schon die Durchdringung, die Galizien eben durch russische Art erlitten hat, ließ es für Rußland ein seiner Kriegsziele sein, das ihm zum mindesten nach der Vermehrung seiner Ausfuhrströme, der Beherrschung der Dardanellen, eins der wichtigsten war. Die Zeit nach dem Rückzug der Oesterreicher aus Galizien bis jetzt war auch ausgefüllt von dem Bestreben, festen Fuß unter der Bevölkerung zu fassen. Man hatte Dorf und Feld geerntet. Von Russengreueln — abgesehen von Hebergriffen an Juden — hört man wenig. Die Ausfaat ist durchweg gut besorgt, und wo es an Saatgut fehlte, gab es der „Mokale“ reichlich her.

Galizien einheitlich zu beurteilen, ist unmöglich. Wir trafen auf unseren Hin- und Hermärschen so fanigie Stellen, wie bei Sandowa-Bisznia, wo der Stiefel tief in den heißen Sand sank. Da wollte der Buchweizen kaum noch gedeihen und die Roggenhalme konnte man zählen. Dann sahen wir wieder Land, wo das Korn dicht stand und gute Weizen zeigte, mächtig ausgebreitete Weizen, die große Herden nähren konnten, und schöne Buchenwälder, wie wir sie kaum an den sonnigen Stellen des Besterwaldes fanden. Gemeinhin hat die Vorstellung von Galizien einen süßen Beigeschmack. Doch muß diese Anschauung geändert werden, wenn man das Land näher kennen lernt. Die Bevölkerung ist allerdings schon durch den slavischen Einschlag ein Rästel für sich. Für sie kommt im Erwerbleben nur die Tätigkeit auf dem Felde und im Stalle in Betracht. Den Handel besorgt der galizische Jude. Nach meinen Erkundigungen bearbeitet der galizische Bauer höchstens 18—20 Morgen und bringt es jetzt, zwei Pferde und ebensoviel Kühe zu halten. Seine Wirtschaft muß demnach ziemlich intensiver Natur sein. Trotzdem — die Löhne der großen Grundbesitzer spielen da eine Rolle — sieht doch dieses Galizien Tausende von Arbeitskräften nach Deutschland, mehr noch nach Amerika und Frankreich. Dieses ist um so verwunderlicher, als die Liebe zu Grund und Boden in großer Leidenschaft bei ihnen vorhanden ist. Ich habe Bauern gesehen, die kaum nach beendetem Geheiß unter Lebensgefahr den Schabernack in Hof und Feld zu heben suchten. Wenn wir in Scheunen übernachteten, konnten wir sicher sein, daß das galizische Ehepaar im Stroh vor dem Anwesen schlief: der Soldat könnte ja mit Feuer vorwärtig sein. Als wir bei Stankin den Russen eine verhasste Stellung genommen hatten, kam eine galizische Bauernfrau dazwischen zu Tode, daß sie unvorsichtig eine russische Handgranate berührte. Die Verwandten kamen später, sahen sie und blieben stumm. Sie mochten in den Minuten wohl zuviel bleiche Lippen und starre Augen gesehen haben. Als sie aber den Verlust ihres Heims sahen, das die Russen verbrannt hatten, fand der tiefe Schmerz Ausdruck. Ich habe auf drei Kriegsgewappenen Menschen um Haus und Hof jammern hören, aber bei keinem hatte das Weh so leidenschaftliche Laute als bei diesen einfachen Menschen, für die das Weltbringen mit seinem gewaltigen Ziefel gar nichts, das Ererbte und Erarbeitete aber alles bedeutet.

Ein seltenes Ereignis war es, als wir auf unserem Marsch nach Grodel auf eine deutsche Kolonie stießen. Wie ein Zauberreich mutete das alles an: die freundlichen Gesichter, die Ordnung und Sauberkeit im Gehöft, das gute Wasser. Wasser! das lernt man als Soldat in Galizien schon schätzen. Auf vielen Märschen dachte ich daran zurück, wie ich als Knabe den Mund an den Wasserhahn hielt und unser gutes Wasser trank. Das dachte mir oft jetzt der höchste Genuß, den man haben kann. Myskolowice heißt die deutsche Lage dort drunten in Galizien. Die Bewohner sprechen hochdeutsch und eine Art bayerischen Dialekt. Seit 130 Jahren sitzen sie hier und haben sich im steten Kampf mit ruffenischen Weisen ihre Deutschheit bewahrt. Mähndenthal hieß der Ort ursprünglich. Ausgerechnet im Jahre 1848 erfolgte die offizielle Umtaufung in Myskolowice. Zwischen Grodel und Lemberg, dem galizischen Jerusalem, findet man 15—20 deutsche Kolonien. Sie sind ein tüchtiges Element und liefern dem I. und II. Heer manchen tüchtigen Korporal, denn das Land kann den Nachwuchs nicht aufnehmen. Und für den erwachsenen Sohn bleibt die Landbahn bei den Husaren in Lemberg oder anderswo. Will er das nicht, so findet man ihn mit 400—500 Kronen ab, und er wird Industriearbeiter in Kanada. So ist er das geworden, was sein deutscher Bruder schon ist — Proletarier — auf dem Umwege des deutschen Bauerngehöfts in Galizien. Eine Vermengung mit dem ruffenischen Teil der Bevölkerung soll so gut wie gar nicht stattfinden, obwohl in den guten Teilen Galiziens das junge Mädchen gar nicht so unintelligent und manches sogar eine Schönheit ist.

Als der „Mokale“ kam, wollte man fliehen. Das ging nicht. So blieb man. Der russische Beamte kam und wollte Saatgut geben, da fürchtete man ruffenische Hinterlist und lehnte ab. Zuletzt kam der russische Steuerheber. Ordnung muß nun einmal sein. Wenn sich jemand über die „Schwarzen Germanen“ in Galizien gestreut hat, so sind es diese deutschen Kolonisten — denen stand Freude und Dank in den Augen.

Die letzte Nacht auf der „Emden“.

In einer Schilderung von höchster Anschaulichkeit wird noch einmal der heldenhafte Untergang der „Emden“ nach langem ruhmvollen Kampfe unter ungünstigsten Bedingungen in den Berichten eines Mitkämpfers lebendig, die im nächsten Heft der Zeitschrift „Meer Land und Meer“ von Maxim Hauschild mitgeteilt werden. Der Erzähler war auf dem Kohlendampfer „Burest“, dem Begleitschiff der „Emden“, einem gelaperten englischen Dampfer, Zeuge des ungleichen Kampfes zwischen „Emden“ und „Sidney“, gewesen, und er hatte geholfen, die Versenkung des „Burest“, dessen wertvolle Ladung nicht in die Hände des Feindes fallen sollte, im letzten Moment noch herbeizuführen. Die Mannschaft des Kohlendampfers wurde von der „Sidney“ aufgenommen, die nun mit voller Fahrt wieder nach North Keeling Island zurückfuhr, wo die „Emden“ wrad mit einigen Graben Schlagschiffe inmitten der Brandung auf den Riffen lag. Noch wehte die deutsche Kriegsflagge inmitten der zerbrochenen Eisentrümmer, die ein einziges, fast unentwirrbares Anäuel bildeten. Am Heck stand dicht zusammengebrängt ein Teil der tapferen Mannschaft. Trotzdem laudte der feindliche Kommandant nochmals zwei volle Breitseiten gegen das wehrlose und steuerlose Schiff, die wieder etwa 30 Mann der tapferen Besatzung das Leben kosteten. Um weiteres unnützes Blutvergießen zu verhindern, wurde drüben die deutsche Flagge niedergeböhlt, in kleine Stücke zerlegt oder ins Meer geworfen. Der Kommandant der „Sidney“ unternahm keine Rettungsversuche, da er infolge der herannahenden Nacht und der starken Brandung für seine eigenen Leute fürchtete. Da erbot sich der Verfasser des Berichts, mit seinen Leuten Arzneymittel, Verbandzeug und vor allem Trinkwasser hinüber zu bringen, um wenigstens die augenblickliche Not nach dem schweren Geheiß drüben lindern zu helfen. Erst nach längerer Zeit erhielt er die Erlaubnis. In schwerer Fahrt, bei der sie bereits einen über Bord gefallenen deutschen Matrosen retten konnten, gelang es, an die Ueberreste des Kreuzers heranzukommen.

An Bord selbst sah es entsetzlich aus. Der Auspruß auf das Korallenriff war so stark gewesen, daß das Steuerhäuschen zertrümmert worden war. Sämtliche Aufzüge und Munitionskammern waren zertrümmert. Am Heck war infolge eines Volltreffers die gesamte Vereisungsmunition in die Luft gegangen. Der vordere Mast und zwei der Schornsteine existierten überhaupt nicht mehr. Die durch den Brand entstandene Hitze ist gar nicht zu beschreiben. Sämtliche kleinere Eisenteile, Flaschen, Gläser, Vullaugen und Fenster-scheiben waren in der Hitze zu unförmigen Klumpen zusammenge-schmolzen. Von den Geschützmannschaften sind nur zwei ohne schwere

Verwundungen dahingekommen. In den letzten Stadien des Gefechts wurden die Geschütze nur noch von den Offizieren, Sanitätsleuten, Munitionsmännern und Funktionären bedient. Sämtliche erreichbare Munition war verschossen, der Rest in die Luft gegangen. In Gemeinschaft mit den verwundeten Kameraden suchten wir nun die Trümmer nach den Verletzten ab. Doktor Ludwig Schwabe half, obgleich selbst verwundet, beim Rettungswerk in geradezu heroischer Weise mit und ließ sich trotz unseres Protestes nicht davon abbringen. Hin und wieder lehnte er sich unauffällig gegen die Wand, um nicht umzufallen, half aber immer wacker mit. Auch Kapitän von Müller, vom Pulverkorb an Gesicht und Händen gelb gebrannt, war bei den Helfenden und organisierte ruhig wie immer das Rettungswerk. So arbeiteten wir stundenlang im Dunkel der Nacht, um unseren Kameraden zu helfen und wenigstens die augenblickliche Not zu lindern. Das Vorkeschiff, wo auch eine größere Anzahl Verwundeter lag, konnten wir nur mit Hilfe improvisierter Bretterbrücken erreichen. Gegen 2 Uhr nachts ging uns das Trinkwasser aus. Zurück zur „Sidney“ war wegen der immer höher werdenden See nicht mehr möglich. Wir halfen nun, so gut wir konnten, und lagerten die Verwundeten, in wolkene Decken gehüllt, am Vorkeschiff nieder. Unterdessen wurde achtern am Heck das Schiff immer mehr von der aufgeregten See überflutet. Nachdem suchten wir sämtliche Teile des Schiffes nach Verletzten ab, was nicht so einfach war, da wir infolge der zertrümmerten Treppen und Aufzüge teilweise sogar außenborde durch die Luken und Vullaugen in den inneren Schiffsrumpf hineinklettern mußten, um die unten eingekerkerten Kameraden zu erreichen. Das war natürlich keine Kleinigkeit, und mehr als einmal gerieten wir in Gefahr, von der Brandung erfaßt und in die See hinausgespült zu werden. . . .

Musik.

Im Deutschen Opernhaus, das um des Künstlerpersonals willen ohne Ferienzeit durchspielt, sind die Geister der frohen Muse lebendig geworden. Karl Millöckers „Vettelstudent“ eröffnete den Reigen. Um wieder einmal zu erfahren, was für reizvolle raffige Musik dies Werk enthält, ist es gut, sie von einem vollwertigen Opernorchester zu hören. Nehliches gilt von einer Aufführung durch Operngesangskräfte. Es mag darüber, ob sich der Opernstil mit dem leichtflüchtigeren Vortrag einer ausgeprochenen Operettenbühne vertrage oder nicht vertrage, zweierlei Meinung bestehen. Es mag auch zugegeben werden, daß bei der Erstaufführung wenigstens noch mancherlei Schwere in Kauf genommen werden mußte. Aber wenn auch die Intenierung von der Basis einer lombischen Oper aufsteht — es ist doch ein Genuß besonderer Art, eine farbige Massenwirkung der Volksmassen, unterstützt durch prachtvolle Stadt- und Landschaftsdekorationen, vor Augen zu haben.

Dazu kommt eine ziemlich glückliche Besetzung der zahlreichen Haupt- und Nebenrollen. Die Titelpartie vertrat Bernhard Bötel. Seine Stimme reichte zwar nicht für das große Haus aus, ließ aber einen jammal in höheren Lagen klangvollen lyrischen Tenor erkennen. Den zweiten Bruder Studio gab August Geffer, dem es teilweise noch an tüchtiger Schulung des Organs zu mangeln schien. Jedenfalls bringen beide Sänger für ihre Rollen einnehmende jugendliche Erscheinung mit. Unter den anderen Solisten schlugen Eduard Kandel als Oberst Ollandorf und Joseph Plaut als lässlicher Invalide und Kreiermeister Entsch eine vortreffliche Komik an. Das Offiziersquintett mit Einschluß des Cornets, den Klirriebe Dory recht frisch zu geben verstand, sowie die Chöre und die Orakowaltanzpartie waren wirksam am Plage. Der „Vettelstudent“ dürfte große Zugkraft bewahren. ek.

Kleines Feuilleton.

Wie Mesdag Maler wurde.

Der berühmte holländische Maler Hendrik Willem Mesdag, der, 84 Jahre alt, am 10. Juli im Haag starb, hat einmal selbst einem Besucher die Anfänge seines künstlerischen Schaffens in anschaulicher Weise geschildert. Sein Entwicklungsgang war kein gewöhnlicher: erst in einem Alter, in dem sonst der Lebensweg seit langem festgelegt zu sein pflegt, reifte in Mesdag der Entschluß, Maler zu werden. Bis zu seinem 35. Jahr sah Mesdag noch auf dem Kontorstuhl seines Vaters. „Mein Vater“, so erzählt Mesdag selbst, „betrie in seinem Heimatort Groningen ein großes Getreidegeschäft und besah eine Mühle zur Stärkefabrikation. Er wollte, daß ich das Geschäft fortsetze, und so arbeitete ich an der Herstellung des Stärkemehls, bis ich es eines schönen Tages satt hatte und mich endlich entschloß, meiner großen Sehnsucht nachzugeben und — zu malen. Es war nicht leicht, so plötzlich das Geschäft im Stich zu lassen und sich der Kunst zu widmen, aber meine Frau unterstützte mich darin und wir reisten nach Brüssel. Dort wohnte mein Vetter Alma Tadema, der sich dann in London niederließ und englischer Bürger und Künstler wurde. Er machte mich mit Wilhelm Koelofs, einem unserer besten Landschaftsmaler, bekannt, der nun meine ersten Schritte auf der neuen Laufbahn leitete. Nach zwei Jahren angepanntester Arbeit wagte ich es, einige Studien in Brüssel und in Amsterdam auszustellen. In Holland beachtete man sie kaum, aber die belgischen Künstler brachten ihnen ein freundliches Interesse entgegen, weil sie eine persönliche „Manier“ in meinen Arbeiten zu entdecken glaubten. So ermutigt ging ich den Sommer über nach Nordern. Dort an der Küste des Meeres entschied sich mein Schicksal, dort fand ich meinen Weg. . . .

Das Meer also war es, das alle schlummernden künstlerischen Kräfte in Mesdag wachrief, und ihm blieb er auch bis in sein hohes Greisenalter treu. Wie müde wurde er, die See in der vielgestaltigsten Bewegtheit und Beleuchtung immer von neuem auf seine Leinwand zu zaubern, nie müde, die immer wechselnden Eindrücke in Skizzen von fast angliischer Genauigkeit festzuhalten. Wenn er vom Meer sprach, so geschah es mit einer rührenden Jählichkeit und mit einer Art von väterlichem Stolz. Es hielt ihn nun auch nicht mehr an Orten, die von der Küste weitab lagen. Nach seinem Aufenthalt in Nordern siedelte er nach dem Haag über, um nahe bei Scheveningen zu sein, und bereits im folgenden Jahre 1870 erlangte er mit seinem ersten Rordseebild im Pariser Salon die goldene Medaille.

Ein ganz besonders feines Empfinden besah Mesdag für die künstlerischen Qualitäten der zeitgenössischen Maler. Dies beweist vor allem auch seine prächtige Gemäldesammlung, die er schon früh zusammenzutragen begann und die wertvolle Bilder der Barbizoner und Haager Schule enthält. Es befinden sich heute besonders geschätzte Bilder darunter, die damals kaum beachtet oder sogar von den Ausstellungen zurückgewiesen wurden und deren wahren Wert Mesdag mit seinem ausgeprägten künstlerischen Takt sofort erkannte. Das Ergebnis seiner langjährigen Sammlertätigkeit hat Mesdag selbst bereits vor zehn Jahren dem Staat zum Geschenk gemacht, und dieses großartige „Museum Mesdag“ wird gewiß dazu beitragen, den Namen des ausgezeichneten Seemalers späteren Zeiten in seiner unvergänglichen Bedeutung zu übermitteln.

Die Friedensfahrt der Frauen.

Der im Frühjahr im Haag veranstaltete Internationale Frauenkongreß hatte den Beschluß gefaßt, an alle Kriegführenden sowie auch an die neutralen Staaten Friedensführenden zu senden, die über die Möglichkeit und die Art der Einleitung von Friedensverhandlungen mit den Regierungen dieser Länder berat-schlagen sollten. Die holländischen Zeitungen machen nun über diese Friedensfahrt der Frauen nähere Mitteilung. Es wurden zwei verschiedene Abordnungen gebildet. Die eine bestand aus einer Amerikanerin Jane Adams, Dr. A. Jacobs und Mlle Genoni. Diese Abordnung besuchte England, Deutschland, Oesterreich-Ungarn, die Schweiz, Italien und Frankreich und wurde überall von den leitenden Staatsmännern empfangen, so in Berlin von

dem Reichskanzler und von dem Staatssekretär v. Jagow, ferner von Sir Edward Grey, Graf Stürgah und Baron Kurian, Graf Tizza, dem Schweizer Minister des Auswärtigen Hofmann und dem Bundespräsidenten Motta, Solandra und Sonnino, Delooff und Biviani, endlich auch von dem belgischen Minister d'Anjanon. Selbst der Papst hat dieser Frauenabordnung eine allerdings nicht offizielle Audienz gewährt. Die zweite Abordnung nahm den Weg nach Norden. Ihr gehören die Amerikanerin Walsh, die Engländerin MacMillan, die Holländerin Remondt und die Ungarin Rosita Schwimmer an. Die Reise nach Rußland konnte die letztere Dame nicht mitmachen, während an die Fahrt von Holland nach Dänemark, die durch Deutschland führte, das englische Mitglied der Abordnung verzichten mußte. Diese Damen wurden zunächst im Haag von dem Minister des Auswärtigen empfangen, sprachen dann in Kopenhagen bei dem Ministerpräsidenten und dem Auswärtigen Minister vor und fanden in Kristiania eine ganz besonders begeisterte Aufnahme. Am 31. Mai empfing König Daakon die Friedensbotinnen, mit denen er sich dreiviertel Stunden lang unterhielt; und daran schlossen sich Empfänge beim Minister des Auswärtigen, bei den Kammerpräsidenten, beim Ministerpräsidenten usw. Auch in Stockholm wurde der Abordnung die größte Aufmerksamkeit erwiesen; ihr zu Ehren hielten die schwedischen Frauen 600 Versammlungen in etwa 300 Gemeinden ab, worin ein Beschluß im Sinne des von dem Frauenkongreß gefaßten angenommen wurde. In Petersburg verweilte die Abordnung dann volle 14 Tage; sie wurde von Stojanow empfangen und stiftete dort auch einem Lazarett einen Besuch ab. Der Petersburger Besuch fiel übrigens gerade in die Zeit der Moskauer Unruhen. Nun sind die Abordnungen nach getaner Arbeit wieder nach dem Haag zurückgekehrt; wie berichtet wird, wollen sie auch weiter an dem Friedenswerke arbeiten. Sie haben den Beschluß gefaßt, daß an dem Orte, wo sie hoffen, die Friedenskonferenz recht bald zusammentreten soll, zugleich ein Frauenkongreß hutzufinden habe. Vermutlich verprechen sie sich von der Anwesenheit so vieler friedensfreundlichen gesinnter Frauen aus aller Herren Länder eine günstige Einwirkung auf den Fortgang der Arbeiten der europäischen Diplomatie.

Fahrende Kasernen.

Unsere Eisenbahnbeamten, die sich besonders zu Beginn der Mobilisation in der Bewältigung des enormen Bahnverkehrs hervor-ragend bewährt haben, verfolgen auch mit fast unheimlichem Auge die zahlreichen Beobachtungen, die sich ihnen im Dienst aufdrängen, und ziehen aus ihnen technisch mehr oder minder bedeutsame Rückschlüsse. So ist zum Beispiel, wie der „Prometheus“ berichtet, der bayerische Eisenbahninspektor Jakob Hecht in Franzensbad zu einer Keuerung angeregt worden, die gerade jetzt zur Kriegszeit, zur Zeit der Massentransporte auf gewaltige Strecken, von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist. Die Hechtische Keuerung zielt auf die Umwandlung der Personenzüge in Schlagen. Nach der im Modell peinlich durchgearbeiteten Erfindung ist es möglich, jeden beliebigen gedeckten Wagen mit einer beweglichen Sitzvorrichtung auszurüsten, die in Liegebrüden umgewandelt werden kann, so daß die Mannschaften während der Nacht oder bei langandauernden Fahrten in vollkommen ausgestreckter Lage ruhen können. Dieser Umstand bedeutet für die Soldaten nicht nur eine Erleichterung der Reise, sondern ist auch für die sofortige Gefechtsbereitschaft des beförderten Truppenteils nicht bedeutungslos. Denn es ist klar, daß selbst bei langen Fahrten bei einer dem Körper günstigen Ruhegelegenheit die physische Kraft der Soldaten geübt bleibt. Ein Eisenbahnzug mit der Hechtischen Einrichtung ist in der Tat eine fahrende Kaserne, da in solchen Wagen 36—48 Mann bequem sitzen oder schlafen können.

Vergiftungen durch Explosionsgase.

Vielfach hören wir in dem jetzigen Weltkriege, daß bei Explosionen von Geschossen schwere Schädigungen nicht nur durch die Sprenghülle, sondern durch die Gasvergiftungen hervorgerufen werden. Besonders furchtbar ist die betäubende Wirkung der Gase, die sich bei der Explosion der 42-Zentimeter-Granaten bilden. Mit den Vergiftungen durch Explosionsgase beschäftigt sich nun im „Prometheus“ Dr. Deutscher-Gieken. Bei der Explosion von Sprengmischungen, deren wesentlicher Bestandteil der Kohlenstoff ist, bildet sich Kohlenoxyd und Kohlenäure. Beide Gase sind, wie wir aus dem täglichen Leben wissen, schwere Vergifte. Eine Giftwirkung tritt jedoch erst bei größeren Mengen ein. Das Kohlenoxyd ist ein sehr gefährliches Gift und es verbindet sich sehr schnell mit dem blutfarbigen Blut und die nächste Umgebung der Wunde eine hellrote Färbung zeigen, herüber von den in die Wunde gelangten Pulvergasen. Die Färbung nimmt zu mit dem Gehalt der Gase an Kohlenoxyd und ist am stärksten bei dem rauchlosen Pulver, dessen Gehalt zwischen 8 und 10 v. D. schwankt. Entwickeln sich diese Gase nun in großer Masse aus einem explodierenden Geschöß, so befindet sich im Augenblick in dessen Umgebung, selbst bei bewegter Luft, unter Umständen für mehrere Minuten, eine mit Kohlenoxyd geschwängerte Atmosphäre, so daß wenige Atemzüge zu schweren Vergiftungserscheinungen, ja zum Tode führen können, besonders auch deshalb, weil infolge der Erschütterung oder auch etwaiger Verletzungen die Leute betäubt zu Boden stürzen und so in die sich hier infolge der Schwere der Gase ansammelnde dichtere Gaschicht geraten. Bedenken wir, daß ein Gramm Schießbaumwolle 800 Kubikzentimeter Explosionsgase liefert, die sich durch die freierwerdende Wärme im Augenblick der Explosion auf 7800 Kubikzentimeter ausdehnen, während ein Gramm schwarzes Schießpulver nur 260 Kubikzentimeter Explosionsgase erzeugt, die sich auf 2100 Kubikzentimeter ausdehnen, so erscheint es jedenfalls verständlich, daß die Gefahren einer Vergiftung durch die Explosionsgase heute in weit höherem Maße vorhanden sind als in früheren Zeiten.

Notizen.

— Theaterchronik. Das kleine Theater wird in der nächsten Spielzeit den mit Ageln, Bauernfeld, Gollberg, Grabbe begonnenen historischen „Komödienklub“ weiter ausbauen und als erste Neueinstudierung Kleists „Amphitryon“ und Hebbels „Diamant“ spielen.

Die Berliner Kriegssterblichkeit. Die „Deutsche medizinische Wochenschrift“ erucht uns mitzuteilen, daß der Aufsatz von Dr. Gottlieb über die Berliner Kriegssterblichkeit, über den in Nr. 155 des Unterhaltungsblatts berichtet wurde, in dieser Wochenschrift erschienen ist.

Der Lemberger Rubel. Aus Lemberg wird den Mäthern gemeldet: Hier werden originale Erinnerungsmedaillen an die Befreiung aus ruffischer Herrschaft in Verkehr gebracht. Die Gedenkmedaillen stellen einen Rubel mit dem Kopf des Jaren dar, der zu beiden Seiten die Aufschrift „Amtenherrlicher“ trägt. Auf der anderen Seite befinden sich die Daten der ruffischen Invasion und der Wiedereroberung der Stadt durch die verbündeten Truppen.

Ein Grabdenkmal für feindliche Krieger. Auf dem Merseburger Friedhof ist seit Beginn des Feldzuges eine besondere Begräbnisstätte für die hier verstorbenen feindlichen Verwundeten und Kriegsgefangenen eingerichtet worden. Es erheben sich heute bereits 75 Grabhügel, auf denen schlichte Schilde angebracht sind. Die Pflanze dieser Grabstätten liegt in den Händen der in dem hiesigen Lager untergebrachten Kriegsgefangenen, die ihren toten Kameraden in diesen Tagen eine besondere Ehre durch die Errichtung eines Denkmals erwiesen. Sie wählten die Form des Obelisks und ließen ihn aus Sandstein in einer Höhe von über drei Meter aufstehen. Das sehr gefällig wirkende Denkmal erhebt sich inmitten der Gräber und trägt außer dem Palmensymbol an seinen verschiedenen Seitenflächen eingemeißelte Bildungen in französischer, englischer und russischer Sprache.